Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 36 (1984)
Heft: 12

Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dögkeselyü (Der Aasgeier)

Ungarn 1982. Regie: Ferenc András (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 84/168)

Ungarn hat – noch vor Schweden – die höchste Selbstmordrate der ganzen Welt. Und Ungarn ist ein sogenannt sozialistisches Land, in dem der Staat besorgt ist, dass kein Bürger Ungerechtigkeiten erleiden muss, dass soziale Sicherheit herrscht, dass alle menschlichen Grundbedürfnisse gedeckt sind und alle Bürger gleiche Chancen und Lebensbedingungen vorfinden. Ein Land, in dem es folglich nach offizieller Lesart keine Verbrechen geben kann. Diese beiden Tatsachen spielen in «Dögkeselyü», dem zweiten Spielfilm des Budapesters Ferenc András eine wichtige Rolle.
Bis heute hat man aus Osteuropa wenig Kriminalfilme zu sehen bekommen, sieht man von einigen wenigen Streifen ab, die im Vorkriegs-Polen (etwa «Va Bank» des Polen Juliusz Machulski, Canne d'or, Vevey 1982) spielen, oder von einigen sonderbaren DDR-Thrillern, welche von bösen bundesdeutschen Intriganten berichten, die die Transitstrecken sabotieren.
Jetzt ist aber ein Kriminalfilm aus Ungarn bei uns in den Kinos zu sehen, der manch einem westeuropäischen Filmland wieder einmal schmerzlich in Erinnerung rufen wird, dass die Hollywood'sche Kinokolonisierung in diesem Genre in unseren Breiten noch absoluter ist als in andern Filmsparten. Der André Cayattes sind hierzulande wenige, und Ausnahmefilme wie Carlos Sauras' «Deprisa, Deprisa» oder Bo Widerbergs «Mannen på taket» nach Wahlöö/Sjöwall können die Bilanz auch nicht wesentlich aufbessern. Um so erstaunlicher ist es, wie und der Ungar Ferenc András demonstriert, wie europäisches Kriminalkino aussehen und auch eine eigene Identität haben könnte.
«Dögkeselyü» erzählt die Geschichte von József Simon, einem 30jährigen Budapester Ingenieur, der sich, um aus einer finanziellen Zwangslage herauszukommen, als Taxichauffeur hat anheuern lassen. Anscheinend lässt sich auf Ungarns Strassen mehr und schneller Geld machen als am Schreibtisch. Dazu muss man wissen, dass in Ungarn Taxichauffeure (wie auch die Spitzenverdiener der einheimischen Wirtschaft, die Automechaniker) eine Lizenz vom Staat bekommen und ihr Handwerk privat und mit beachtlichem Profit ausüben können.
József Simon hat aber Pech. Zwei professionelle Taschendiebinnen stehlen ihm auf der Fahrt vom Friedhof in die Stadt seine Tageseinnahmen und seine Ersparnisse in der Höhe von 10 000 Forint, die er unvorsichtigerweise auf sich trägt. Wahrscheinlich hat József Simon nur die offiziösen Zeitungen gelesen und daher nicht gewusst, dass es im real existierenden Sozialismus eben doch auch real existierende Begehrlichkeit auf das Gut des Mitmenschen gibt.
Jetzt weiss er es, und er merkt ziemlich bald auch, dass er von Rechtsstaat und Polizei keine grosse Unterstützung erwarten kann. Selbst wenn man seiner Geschichte Glauben schenken würde, so hört er bei der Budapester Hermandad, würde die Routineuntersuchung kaum zu Resultaten führen. Simon wird also, wie das in amerikanischen Filmen schon lange üblich ist, das Recht in seine eigenen Hände nehmen. Es ist für ihn schon erstaunlich: Die beiden Taschendiebinnen gibt es im sozialistischen Ungarn tatsächlich, und sie stehlen nicht etwa, um sich das nackte Überleben zu sichern. Die beiden sind vielmehr durch krumme Touren Millionärinnen geworden, die ausgesprochen protzig auf dem Rosenhügel, dem Budapester Zürichberg, wohnen. Und sie fahren sogar ein West-Auto.
József Simon will Rache. Rache nicht nur für den frechen Diebstahl. Er will Genugtuung für die soziale Gerechtigkeit und «denjenigen eine Lektion erteilen, die in

Zwei nicht ganz astreine ältere Damen (Hédi Temessy und Zita Perczel) bringen den Taxichauffeur Jósef (György Cserhalmi) in «Der Aasgeier» um Tagesverdienst und Ersparnisse.

einem sozialistischen Land in einer Villa leben, Nerzmäntel und Brillanten tragen und den andern ihr schwer erarbeitetes Geld stehlen.»
Die beiden Diebinnen haben zum Glück eine Spur hinterlassen. Simon hat gehört, wie die beiden im Fond seines Lada-Taxis das Los ihres entlaufenen Hündchens bejammerten. Mit einem schon fast genialen Trick bekommt er den Köter in seine Hände. Er verhandelt mit den beiden Diebinnen jetzt als Geiselnehmer. Erst mit dem Hundetier, später mit Cecilia, der Tochter vom Rosenhügel. József Simon wird selber zum Verbrecher. Er will jetzt eine Million Forint.
Trotz seiner Unerfahrenheit als Outlaw hätte er dank seinem Instinkt und seinem beinahe genialen Sinn für Improvisation eine Chance, der Polizei ein Schnippchen zu schlagen und zu entkommen. Er führt sie aber mit Absicht auf seine Spur, flüchtet sich in seine Hütte, dreht den Gashahn auf und knipst sein Feuerzeug an, nicht ohne vorher einen Teil der Beute für seinen kleinen Sohn in Sicherheit gebracht zu haben.
Diesen Freitod des Helden nehmen viele Zuschauer dem Film übel. Sie hätten sich ein etwas konstruktiveres Ende gewünscht. Aber zum einen ist in Ungarn ein Selbstmord tatsächlich keine solche Ungeheuerlichkeit wie vielleicht anderswo. Dies beweist schon, dass die Magyaren – wie anfangs schon erwähnt – die höchste Freitod-Rate der Welt haben.
Anderseits wird dieses bittere Ende für Ferenc András wohl die einzige Möglichkeit gewesen sein, seinen Kriminalfilm bei der staatlichen Mafilm zu drehen. Ein positiver Held, ein positiver Verbrecher, der seinem Schicksal entkommt, das wäre wohl selbst im liberalen Ungarn zuviel. In Budapest wird zurückhaltende Opposition geduldet, sofern sie das so-

zialistische System nicht grundsätzlich in Frage stellt, aber ein Geiselnehmer, der als positive Figur, als Held, sich auf seinen Lorbeeren ausruhen und sich auf freiem Fuss bewegen kann, das wäre staatszersetzend. Es mag sein, dass sich diese Analyse täuscht; die bisherigen Erfahrungen mit osteuropäischen Kriminalfilmen deuten allerdings sehr stark darauf hin, dass sie stimmt.
Von den inhaltlichen Besonderheiten abgesehen, bleibt «Dögkeselyü» ein konventionell gemachter, mitreissender, handwerklich perfekter Thriller, der dem amerikanischen Kino viel abgeschaut hat. Wer US-Desperados und ihre heissen Geschichten mag, wird auch «Dögkeselyü» mögen. Selbst scheppernde Verfolgungsjagden fehlen nicht, nur werden bei den Ungarn halt keine Chryslers, Dodges und Fords zur Bruch gefahren, sondern Polski-Fiats, Zaporojetz', Trabants und Škodas. Spass macht es genauso.
Einen Unterschied zum West-Kino hat «Dögkeslyü» allerdings, der vielen osteuropäischen Filmen eigen ist, ob sie nun aus dem slawischen oder aus dem finnougrischen Raum kommen: jene verspielte Ironie, jene leise Komik, die oft erst beim zweiten Hinsehen zu erkennen ist. Jenes Schmunzeln zwischen den Zeilen, das einst – vor bald 20 Jahren – den tschechischen Film berühmt machte und heute ab und zu im ungarischen, polnischen und bulgarischen Kino zu finden ist. Ironie in einem Kriminalfilm ist wie Paprika in einer Fleischsuppe – eben mehr als nur Salz. Urs Odermatt

---

Bald Testbilder des Basler Lokalfernsehens

wf. Das private Basler Lokalfernsehen, dessen *Trägerschaft* unter anderem *«Radio Basilisk»*, die *«Basler Zeitung»*, *MUBA-Direktor* Frédéric Walthard und die *Basler Handelskammer* angehören, will schon in den nächsten Wochen erste Testbilder ausstrahlen. Das vorgesehene Programm soll *wöchentlich drei bis fünf Stunden* umfassen und als sogenanntes «Fenster» im Programm der SRG oder eines Satellitenfernsehens, um das sich Basel ebenfalls bemüht, ausgestrahlt werden. Die *Betriebskosten* sollen *unter einer Million Franken pro Jahr* liegen und *durch eine Betriebsgesellschaft aufgebracht* werden. Eine Werbefinanzierung ist aufgrund der heutigen Rundfunkverordnung RVO nicht zulässig.

Unfaithfully Yours
(Bitte nicht heute nacht)

USA 1983. Regie: Howard Zieff
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 84/161)

Alles beginnt mit einem Missverständnis: Der berühmte Dirigent (Dudley Moore) glaubt aufgrund eines Dossiers, das ein Privatdetektiv erstellt hat, dass ihn seine temperamentvolle, um einiges jüngere Frau (Nastassja Kinski) mit einem anderen betrügt. Aus dieser einfachen Grundkonstellation entwickelt sich eine temporeiche, äusserst witzige Komödie mit Situationskomik und brillanten Dialogen. Selten so gelacht in einer neueren Hollywoodkomödie. Selten auch wurden die Stärken der screwball comedy (Komödiengattung mit respektlosem Humor und exentrischen Charakteren) der 40er Jahre in jüngster Vergangenheit so gut adaptiert. Man könnte die Autoren und den Regisseur als Talente feiern, würde da im Vorspann nicht Preston Sturges als Urheber des Originaldrehbuches genannt. Und so stellt sich heraus, dass «Unfaithfully Yours» das Remake einer Komödie aus dem Jahre 1948 ist. Die Grundkonstellation ist die gleiche, nur die Dialoge wurden unserer Zeit angepasst, dadurch wirkt der Film immerhin nicht gerade verstaubt.
Nastassja Kinski, die Vielgeschmähte, bringt ihren Part mit Bravour: Unschuldig-frivol und mit sichtlichem Spass an der Sache bietet sie Dudley Moore Paroli, auch wenn dieser fast alle Lacher auf sich vereinigen kann. Der kleine, nervöse Moore profitiert dabei vom klug ausgetüftelten Drehbuch, das geschickt Realität und das, was in den Gehirnen der Akteure herumspukt, gegeneinander ausspielt. Die plötzlich erwachte Eifersucht des Dirigenten macht ihn blind, der Musi-

Armand Assante (links) und Dudley Moore in Violinen-Duell in «Unfaithfully Yours» von Howard Zeiff.

ker versucht zu entlarven, was gar nicht geschehen ist. Dass der eigentlich Betrogene sein Freund ist – dessen Frau sich in der Wohnung des Dirigentenpaares mit einem Liebhaber vergnügt hat – wird ihm erst ganz am Schluss bewusst. Dieses Missverständnis führt zu einer umwerfenden Dialogpassage, in der Moore und die Kinski heftig um den Brei herumreden und nicht merken, dass jeder etwas anderes meint: Er wirft ihr vor, ihn betrogen zu haben, während sie sich dafür rechtfertigt, dass sie die gemeinsame Wohnung einem anderen Liebespaar zur Verfügung gestellt hat.
Höhepunkt des Films ist jene Sequenz, in der der Dirigent, vom Treuebruch seiner Gattin überzeugt, deren Ermordung plant. Während eines Konzertes denkt er sich einen verblüffenden Plan aus, wie er seine Frau und deren mutmasslichen Liebhaber auf einen Schlag loswerden kann, ohne dass er dafür belangt werden könnte. Bei der Verwirklichung seiner niederträchtigen Absicht scheitert er Punkt für Punkt an seiner genialen Idee, da sich die Opfer nicht nach seinen Vorstellungen verhalten und ihm die Tücken diverser Objekte ins Gehege kommen.
«Unfaithfully Yours» erinnert etwas wehmütig an vergangene Zeiten, als sich Drehbuchautoren noch nicht mit einigen guten Gags zufrieden gaben, sondern jedem guten noch zwei bessere hinzufügten und dies mit einem sicheren Gefühl für das perfekte Timing. Der Film beginnt locker als Schmunzelwerk und steigert sich in ein furioses Durcheinander, bei dem wohl selbst der verstockteste Zuschauer in ein befreiendes Lachen ausbrechen wird. Ein Film, den ich mit einem Grinsen weiterempfehlen kann.

Roger Graf

The Domino Principle
(Das Domino Komplott)

USA 1976. Regie: Stanley Kramer
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 84/150)

In einer Art Prolog mit schwarz-weissen Dokumentarbildern von Massenunruhen und Attentatsschauplätzen werden Gewaltverbrechen mit der Manipulierbarkeit der Menschen in Zusammenhang gebracht; die Welt wird für den einzelnen als noch immer für ebenso undurchschaubar bezeichnet, wie sie sich für einen Helden Franz Kafkas dargestellt hat. Die Geschichte des Films soll diese Behauptung illustrieren.
Roy Tucker, ein ehemaliger Vietnamkämpfer, wird von einer geheimnisvollen Organisation aus dem Gefängnis geschmuggelt. Als Gegenleistung wird von ihm später der Mord an einem Staatsmann verlangt – die Vermutung, dass es der Präsident der USA ist, liegt nahe. Als Tucker sich weigert, das Verbrechen auszuführen, drohen die Auftraggeber, seine Frau umzubringen. Scheinbar gibt der Ex-Häftling nach, schiesst aber bei der Durchführung der Tat absichtlich daneben. Trotzdem fällt das Opfer von Kugeln durchbohrt zu Boden: Andere Schützen standen bereit. Tucker gelingt mit seiner Frau die Flucht. Doch die Häscher holen sie bald ein. Bevor Tucker zwei seiner Widersacher töten kann, wird seine Frau umgebracht. Die Schlusseinstellung zeigt den Protagonisten mit dem Gewehr in der Hand verbissen einem Strand entlanglaufen und sinnieren: «Wenn sie einem alles zerstören, fragt man sich, wofür man kämpft. Damit rechnen sie – dass man aufgibt. Ich kann nicht aufgeben, habe es nie gekonnt.» Und langsam schiebt sich der Lauf eines Gewehrs ins Bild, Tucker im Visier...
Was ist «The Domino Principle»? Ein prätentiöser, intellektuell verbrämter Actionfilm, ein Schwanengesang auf den spezifisch amerikanischen Mythos vom Einzelgänger? «Sie können es alleine nicht schaffen, niemand kann das», wird Tucker einmal von einem seiner Auftraggeber gesagt, der selbst bloss Auftragnehmer eines Mächtigeren ist. Oder ist der Film eine weitere, sehr freie Version des Kennedymordes, ein Politthriller also, der die Machenschaften einer ominösen Geheimorganisation zu entlarven vorgibt? Beide Deutungsversuche können den Film nicht befriedigend erklären. Für einen Actionfilm weist «Das Domino Komplott», so der deutsche Verleihtitel, viel zu wenig Action auf. Zwar werden die diesbezüglichen Erwartungen des Publikums immer wieder geweckt, aber genauso häufig enttäuscht. Für einen Politthriller wird dem Eheleben Tuckers zu viel Aufmerksamkeit geschenkt und nur Unbedeutendes über die ideologischen oder ökonomischen Motivationen der rätselhaften Organisation berichtet.
Aber worin besteht die im Prolog so aufdringlich betonte Manipulation? Wird das Individuum durch SIE, durch diese namenlosen Männer einer namenlosen Organisation, programmiert? Lautet die «Botschaft» des Filmes, dass die Individuen von irgendwelchen Drahtziehern via Medien, durch Verhaltensnormen und Erziehung fremdbestimmt werden, was das gewalttätige Chaos der Welt zur Folge hat? Dass nicht der Einzelne sein Schicksal bestimmt, sondern unkontrollierbare, übermächtige politische und wirtschaftliche Instanzen, deren Existenz man resigniert hinnehmen muss?
Eine solche Interpretation übersieht, dass Tucker der Organisation gar nicht so machtlos gegenübersteht. Er hätte sich zum Beispiel überhaupt nicht mit ihr einlassen sollen. Denn Tucker ist es von Anfang an klar, dass diese Männer für ihre Fluchthilfe etwas von ihm verlangen werden. Es ist ferner anzunehmen, dass er weiss, dass die Grössenordnung des Entgelts einen Mord ausmachen könnte; denn schliesslich frägt ihn einer der Fluchthelfer nach seinen Gefühlen beim Töten in Vietnam. Und Tucker antwortet, es ähnle dem Zerquetschen einer Fliege oder dem Beischlaf mit einer Frau: Nach dem ersten Mal gehe es einfach. Und nachdrücklich betont er, den ersten Ehemann seiner Frau umgebracht zu haben, weswegen er ja im Gefängnis sitze. Dabei stellt sich am Schluss heraus, dass er diesen Mord nicht begangen hat. Er wollte mit seinem «Bekenntnis» bloss von der Organisation angeheuert werden. Auch

später könnte Tucker sich dem Zugriff der Organisation entziehen, die Fremdbestimmung unterbrechen – allerdings nur unter dem Verlust des materiellen und/oder leiblichen Wohls. Es sei wie in einem abwärtsfahrenden Zug, meint Tagge, einer von der Organisation, der Tucker offensichtlich wohlgesinnt ist: Entweder ist man drin, oder man wird überfahren. Wenn Tucker aus dem (Domino-)Spiel aussteigen würde, wäre er tatsächlich verloren – doch zumindest hätte er kein Spiel weitergeführt, über dessen Verlauf er keine Kontrolle hat und in dem wegen ihm andere Menschen wie seine Frau und sein Anwalt ins Verderben gezogen werden.

Der Einzelgänger im «Domino Principle» ist alles andere als ein persilweiss strahlender Held. Als Entschuldigung könnte man immerhin anführen, er sei schon seit langem manipuliert worden, bereits bevor er seine Frau geheiratet habe. Ein Arzt mit missionarischem Eifer und dem seltsamen Namen Dr. Applegate hat Tucker nach seinem Vietnamaufenthalt für kurze Zeit den Glauben geschenkt, ein besserer Mensch werden zu können. Doch dann sei die Sache mit seiner späteren Frau und dem scheinbaren Mord an ihrem ersten Ehegatten passiert. Allerdings muss man sich verdutzt fragen, worin liegt denn die Manipulation, wenn einer im Glauben an eine ehrenhafte Zukunft bestärkt wird? Und was bedeutet der immer wieder genannte sprechende Name Dr. Applegate (Apfelpforte)? Die Assoziation an die Schlange im Paradies, die Adam und Eva den Apfel vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse gab, mag aufkommen. Begann mit Dr. Applegate der moralische Bewusstwerdungsprozess von Tucker, dessen Sündenfall (man möge mir den ausser Mode geratenen religiösen Terminus nachsehen) darin bestand, die Frau eines anderen begehrt zu haben? Denn damit hat, wie sich gegen Schluss des Filmes zeigt, ein mörderi-

sches Verwirrspiel seinen Anfang genommen. Die Beziehung zwischen Roy Tucker und seiner Geliebten und späteren Gemahlin Ellie ist von Anfang an von Lügen, Projektionen und Verstellungen geprägt. Der Versuch, den Schein von Wahrheit aufrechtzuerhalten, führt zu immer verwirrenderen Täuschungsmanövern.
Genau diese Schwäche nützt die Organisation aus, um sich Tucker zu bemächtigen. Die Fremdmanipulation ist erst möglich, weil der Einzelne durch die Verfälschung des sittlichen Anspruchs sowie durch die Verdrängung eigener Verfehlungen sich selbst in eine Scheinwirklichkeit manipuliert, zu deren Aufrechterhaltung die Hilfe von Drittpersonen willkommen ist. So ergibt auch die seltsame Aussage von Tagge über die Absichten der Organisation einen Sinn: «Je übler der Geruch, desto mehr muss man ihn zudekken.» Langsam wird klar, dass Tucker nicht ausserhalb der Organisation steht, sondern tatsächlich ein «Teil des Planes», ein Teil der Organisation ist! Und an ihrer Spitze steht, «wer am meisten fürchtet». Gemeint ist wohl, wer sich am meisten in ein selbstbetrügerisches Verwirrspiel eingelassen hat und die grösste Furcht verspürt, dass seine auf Lügen (der «üble Geruch») aufgebaute Welt zusammenkracht.
Damit wird auch der wiederholte Hinweis auf Franz Kafka verständlich. Kafkas Helden, vor allem Josef K. im Roman «Der Prozess», zeichnen sich dadurch aus, dass sie die Schuld nicht bei sich suchen, sondern all ihr Mühen darauf verwenden, die Ungerechtfertigkeit der Anklage nachzuweisen. Ein Aphorismus Kafkas lautet demgegenüber: «Im Kampf zwischen dir und der Welt sekundiere der Welt.» Auch Tucker, bis zuletzt ein verbitterter Einzelkämpfer gegen die feindliche Welt, will sein eigenes Verschulden nicht erkennen. Er hält daran fest, dass – wie es seine Frau formuliert – «Leute wie wir nie fair behandelt werden» und dass immer die anderen, eben SIE, irgendwelche Organisationen, für sein Unglück verantwortlich sind. Mit der geheimnisvollen Organisation ist denn auch keine politische oder wirtschaftliche Macht gemeint, sondern vielmehr so etwas wie das Gericht in Kafkas «Der Prozess». Dies würde auch erklären, warum bei der im Prolog erhobenen Frage «Was könnten SIE (die ominösen Manipulatoren) repräsentieren?» Aufnahmen von wogenden Wolken gezeigt werden.
So erstaunlich tiefgründig die Weltdeutung und das Menschenverständnis dieses Filmes auch ist, so enttäuscht bin ich von der Verschlüsselung dieser Gedanken. Die ästhetische Umsetzung begünstigt geradezu eine der Hauptaussage entgegengesetzte, falsche Deutung, welche eine resignierte Schuld- und Verantwortungsverdrängung des Zuschauers fördert. Überhaupt scheint Adam Kennedy, der Autor der gleichnamigen Romanvorlage, kein gewiefter Drehbuchautor zu sein. Dem «Domino Komplott», wenngleich nicht eigentlich langweilig, fehlt ein übergreifender Spannungsbogen; sogar die Einzelszenen wirken nicht sonderlich dicht. Dem engagierten Regie- und Produktionsveteranen Stanley Kramer («Guess Who's Coming for Dinner», «Trial at Nuremberg») ist mit seinem vor acht Jahren entstandenen Spätwerk leider kein grosser Wurf gelungen. Trotzdem ist sein Mut zu respektieren, ein derart schwieriges Thema filmisch zu realisieren. Da ist es sogar verständlich, dass er das Risiko eines Fiaskos durch eine etwas sterile Starbesetzung (Gene Hackman, Candice Bergen, Richard Widmark, Mickey Rooney u. a.) sowie eine irreführende Werbung, die das Actionelement übertreibt, so tief als möglich zu halten versucht hat.

Tibor de Viragh

Guido Wüest neuer Chef von «DRS aktuell»

gs. Guido Wüest wird als Nachfolger von Peter Achten die Leitung des Vorabendmagazins «DRS aktuell» übernehmen. Der 49jährige Wüest ist seit Juni 1981 beim Zürcher «Tages-Anzeiger» als Medienredaktor tätig. Die Wahl von Wüest, der sein Amt am 1. Oktober 1984 antreten soll, wird von der Mehrheit der Magazin-Redaktion abgelehnt. Wüest war bereits früher während 13 Jahren beim Fernsehen tätig, so als Leiter des Ressorts «Religion und Sozialfragen» sowie als Redaktor der Abteilung Information.

Au pays de Zom

Kanada 1983. Regie: Gilles Groulx (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 84/163)

Monsieur Zom, mächtiger Grossindustrieller in Montreal, denkt über seine Stellung innerhalb der Gesellschaft nach. Als Chef eines Grossunternehmens lebt er einen Alltag, wie so viele in seiner Position. Den ganzen Tag gehätschelt, bedient und bewundert, fühlt er sich dennoch allein. Er tätigt seine Geschäfte zum Wohle der Menschheit. Aus den Profiten seiner Tätigkeiten kann er sich ein angenehmes Leben leisten und dazu noch für Bedürftige sorgen oder zum Kulturförderer werden, allerdings ohne seine eigene Person in den Hintergrund zu stellen. Die ganze Welt liegt ihm zu Füssen (zum Teil bildlich dargestellt, wenn sich seine Sekretärinnen in seinem Swimmingpool tummeln, und er sie vom Bassinrand aus wie im Zoo mit Früchten füttert).
«Au pays de Zom» könnte ein ganz gewöhnliches Portrait eines begüterten Mannes in unserer westlichen Industriegesellschaft sein. Der Frankokanadier Gilles Groulx (bei uns bisher kaum bekannt) hat jedoch mit seinem formal eigenwilligen und höchst amüsanten Film ein aussergewöhnliches, phantasievolles Beispiel des kanadischen Filmschaffens realisiert. In neun Bilder gegliedert, jedes Bild von Zwischentiteln eingeleitet, zeigt die skurrile Karikatur Ausschnitte aus dem Leben Monsieur von Zom, wobei dieser Zom kaum je normal spricht: Entweder singt er, oder dann sind seine Worte pathetische Rezitierungen. Die Bilder sind meist bühnenhaft aufgebaut, die Figuren bewegen sich starr in dieser Umgebung, die Kamera löst die Starre aber immer wieder durch eigenwillige, verfremdende Einstellungen und Bewegungen auf. «Au pays de Zom» ist auf drei Ebenen aufgebaut:
1. Die Zwischentitel, auf rosa Hintergrund und jugendstilartig verschnörkelt, bereiten den Zuschauer jeweils auf eine Situation vor, wecken eine bestimmte Erwartungshaltung in ihm. Durch die Wahl der Texte, in einem antiquiert wirkenden französisch gehalten, ist diese Ebene immer leicht ironisierend und steht im grossen Gegensatz zu den jeweiligen folgenden Bildern. Die Titel erinnern an Zwischentitel eines Stummfilms, als Kommentar und Ergänzung aus ironischer Distanz.

Joseph Rouleau in «Au pays de Zom».

2. Die gesungenen Partien. Monsieur Zom in seiner bevorzugten Pose: Als Opernsänger steht er im Zentrum des Geschehens und kann seine Sorgen und Probleme der Welt verkünden. Diese opernhafte, theatralische Gestaltung geht Hand in Hand mit den präzis durch-

komponierten schwarz-weissen Bildern, welche die Person Zoms und seine Umgebung immer dichter werden lassen. Für Zom ist die Welt eine Bühne, auf der er handeln, agieren kann. Es gibt ein Publikum, das ihn bewundert und ihm applaudiert. Am Ende des Films hat Zom (vom weltbekannten Bassisten Joseph Rouleau hervorragend gespielt) einen Auftritt auf einer wirklichen Bühne: Im Theater, vor Publikum, singt er einen Part aus «Boris Godunov» von Mussorgski. Das Publikum verlässt hingegen den Saal ohne zu applaudieren.
3. In nur wenigen Passagen spricht Zom einigermassen normal mit seiner Umgebung. Er zeigt sich hier, so wie er in Wirklichkeit sein mag: ein vereinsamter Manager, der mit seiner Umgebung nicht mehr zurechtkommt und den vergangenen Zeiten nachtrauert, der im Berufsleben mit all seinen Verpflichtungen aber «seinen Mann» stellt, d. h. man merkt ihm äusserlich nichts von seinen Problemen an.
Die drei Ebenen sind so ineinander verwoben, dass sie zusammen ein Bild Zoms zeichnen, das manchmal augenzwinkernd ironisch, dann wieder sarkastisch satirisch auf die Widersprüche in der Lebensphilosophie Zoms hinweisen. Die Musik von Jacques Hétu, einem der meistgespielten zeitgenössischen Komponisten Kanadas, unterstreicht schliesslich die realisierte Absicht des Films: Gilles Groulx wollte das Bildnis eines Grosskapitalisten und seiner Umwelt schaffen, das dank seiner sozialen Bezüge ätzend und hart ist, als Gesamtes aber eine unterhaltsame Operninszenierung originellster Art und Frische bleibt.

Hans Wysseier

Fernsehen DRS zeichnet Operette «Der Mikado» auf

fip. Das Schweizer Fernsehen DRS, Ressort Musik, und das Schauspielhaus Zürich realisieren gemeinsam die Operette «Der Mikado» (1885) von Gilbert and Sullivan. Regie führt Gerd Heinz, die musikalische Leitung übernimmt Armin Brunner. Jörg Zimmermann zeichnet für die Ausstattung, Renate Kalanke für die Kostüme verantwortlich. In den Hauptpartien wirken mit: Sibylle Courvoisier, Annemarie Kuster, Eva Rieck, Christoph Bantzer, Peter Ehrlich, René Scheibli und Thomas Stuckenschmidt. Die Fernsehaufzeichnung findet im Juli 1984 im Fernsehzentrum Zürich-Seebach statt. Bildregie führt Fred Bosmann. Im Schauspielhaus Zürich hat «Der Mikado» am 20. September Premiere.

Demokrat Läppli

Schweiz 1961. Regie: Alfred Rasser (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 84/167)

Vielleicht, weil es heutzutage im Kino immer weniger zu lachen gibt, griff man in einem Berner Lichtspieltheater in die Klamottenkiste des alten Schweizer Films und holte den mittlerweilen etwas angestaubten, aber immer noch amüsanten National-Depp Läppli hervor. Wer kennt ihn nicht, Alfred Rasser als Theophil Läppli aus Buckten, Baselland; ihn den helvetischen Schwejk mit dem Seehundschnauz und dem treuherzigen Blick, den gutmütigen Narren, der auf der Bühne und der Leinwand Schweizerisch-allzu-Schweizerisches der Lächerlichkeit preisgab? Vor allem natürlich in «HD-Soldat Läppli» (1960), der zu einem der grössten Kassenerfolge des alten Schweizer Films wurde. Nur ein Jahr später doppelte Rasser nach und brachte mit «Demokrat Läppli» wiederum eines seiner Cabaret-Stücke ins Kino. Diesmal aber fiel der Film bei der Kritik wie beim Publikum eklatant durch. Um was geht es nun in dieser leicht abstrusen Satire, der man trotz etlichen Schwächen eine gewisse Aktualität nicht ganz absprechen kann?
Beeindruckt von einem Besuch der Akropolis in Athen, fasst Läppli den Entschluss, in der Schweiz die wahre Demokratie zu verwirklichen. Zusammen mit seinem Freund Mieslin (Ruedi Walter) renoviert er das «Heimetli» (= Haus) seiner Schwester (Margrit Rainer). Der Fabrikbesitzer und spätere Nationalrat Boller (Edi Koch) kauft, nachdem er Läppli in einer patri(di)otischen 1.-August-Rede zu

KURZBESPRECHUNGEN

44. Jahrgang der «Filmberater-Kurzbesprechungen» **20. Juni 1984**

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift ZOOM. – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM gestattet.

Ärztinnen 84/162

Regie: Horst Seemann; Buch: H. Seemann, nach dem gleichnamigen Schauspiel von Rolf Hochhuth; Kamera: Otto Hanisch; Musik: H. Seemann; Darsteller: Judy Winter, Inge Keller, Walter Reyer, Rolf Hoppe, Daniel Jacob, Michael Gwisdek u. a.; Produktion: DDR 1983, DEFA/Manfred Duniok/SVT 2 Teatern/Monopol-Films Zürich; 95 Min.; Verleih: Monopol-Films, Zürich.
Die These des Dramatikers Rolf Hochhuth, dass die Pharma-Industrie nichtsahnende Menschen als Versuchskaninchen zwecks Profitmaximierung missbrauche, erstickt nahezu in diesem spiessigen Familiendrama um lauter Ärzte und Ärztinnen. Ein in jeder Beziehung unbeholfener Film, der lediglich ein gewisses Interesse verdient, weil die Vorlage von einem Schriftsteller stammt, der oft sogenannt heisse Eisen aufgreift. → 12/84

E

Al canto del cucù 84/163

Regie und Schnitt: August Kern; Buch: A. Kern und Virgilio Gilardoni. Kamera: Ady Lumpert; Musik: Jack Trommer; Darsteller: Ettore Cella, Fred Lucca, Jean Fleury, Will Roettges u. a. (Laiendarsteller aus dem Tessin); Produktion: Schweiz 1942, Ricci Schmidt für August Kern (Arbeitskollektiv) Zürich, 101 Minuten, nicht im Verleih.
Vier optimistische Freunde ziehen während des Zweiten Weltkrieges ins Tessin, um dort ein verfallenes Bergdorf wieder aufzubauen. Nach zwei Jahren sollen sie dafür von einem reichen Onkel aus Amerika eine Erbschaft erhalten, die jedoch von einem anderen Verwandten bestritten wird. Ein recht unterhaltsames Kinostück, das in seinen halbdokumentarischen Landschaftsaufnahmen am meisten überzeugt, das man aber heute wohl nur noch aus der damaligen Zeit der Anbauschlacht heraus verstehen kann. – Ab 14 Jahren.

J

Au pays de Zom 84/164

Regie, Buch und Schnitt: Gilles Groulx; Kamera: Alain Dostie; Musik: Jacques Hétu; Darsteller: Joseph Rouleau, Charles E. Trudeau, René Racine u. a.; Produktion: Kanada 1983, Office national du film, 77 Minuten; nicht im Verleih.
Das Portrait eines kanadischen Grossindustriellen als musikalische Inszenierung: Auf verschiedenen Ebenen wird das Verhalten des Managers Monsieur Zom gezeichnet, manchmal leise ironisch, dann wieder ätzend hart. Einer der eigenwilligsten Filme der bei uns kaum bekannten kanadischen Filmproduktion der letzten Jahre, der durch seine starke formale Gestaltung wie auch durch sein humorvolles und phantasievolles Angehen des Themas überzeugt. → 12/84

E★

TV/RADIO-TIP

Samstag, 23. Juni

9.05 Uhr, DRS 2

Informationsdschungel – müssen Kinder alles wissen?

Margrit Keller unterhält sich im «Familienrat» mit Eltern und Erziehern über die Konfrontation der Kinder mit der Nachrichtenflut aus der ganzen Welt in Fernsehen, Radio und Zeitungen. Diese Nachrichten haben fast nichts mit den Lebenserfahrungen und dem Alltag jüngster und älterer Rezipienten zu tun. Welche Hilfe können Eltern, Erzieher, Erwachsene ihren Kindern bei der Informationsverarbeitung, Interpretation und richtigem Verstehen geben? Zum Beispiel über die Zerstörung der Tropenwälder, die Ausrottung der Indianer, über Kriege, Attentate und Terror.

Sonntag, 24. Juni

12.00 Uhr, TV DRS

Zuflucht

Dokumentarfilm über Flüchtlingsschicksale von James Becket, produziert im Auftrag des Ökumenischen Rates der Kirchen, deutsche Fassung: TV DRS in Zusammenarbeit mit dem Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in der Schweiz (HEKS). – Erzählt wird das Drama einer Flüchtlingsfamilie in sechs Akten. Flucht kann tödlich sein wie das Bleiben. Wer durchkommt, muss um das Nötigste bangen, hat mit psychischen Auswirkungen eines Vegetierens in Lagern zwischen Hoffen und Bangen zu kämpfen, stösst auf Ablehnung und Feindseligkeit und leidet, falls er in einem Land aufgenommen wird, unter dem Kulturschock. Wer hilft, wer gibt Zuflucht? (Vgl. dazu die ausführliche Kritik in «TV/Radio – kritisch» in dieser Nummer.)

16.20 Uhr, TV DRS

Europa im 20. Jahrhundert (4)

Die vierte Folge der dreizehnteiligen Serie zeigt den politisch-militärischen Mechanismus, der zum Ersten Weltkrieg führte: Von der Niederlage Russlands im Russisch-Japanischen Krieg 1905 bis zum Attentat auf den österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo durch bosnische Nationalisten. Eine Kettenreaktion wurde in Gang gesetzt, die Europa in einen Krieg von bisher unbekannten Ausmassen führte.

20.00 Uhr, DRS 1

Macht zum Guten – Macht zum Bösen und das weite Feld dazwischen

Macht an sich ist nicht böse. Nur beginnt die Schwierigkeit wo welche Qualität der Macht zu erkennen ist, wo und wie sie ausgeübt wird. Unter dem Titel «Macht zum Tode – zum Leben» war diese Frage Thema der «Berner Friedenswoche 1984». Mit Ausschnitten aus den Referaten des Dichters Erich Fried, des ehemaligen deutschen Bundesministers für Entwicklungshilfe Erhard Eppler und Publikumsstimmen. (Zweitsendung: Mittwoch, 4. Juli, 10.00 Uhr, DRS 2)

Montag, 25. Juni

23.00 Uhr, ARD

Un hombre llamado «Flor de otoño»
(Ein Mann namens Herbstblume)

Spielfilm von Pedro Olea (Spanien 1977) mit Carmen Carbonell, José Sacristan, Paco Algora. – Lluis de Serracant, ein junger Spanier aus gutbürgerlichem Hause, führt in den zwanziger Jahren in Barcelona ein Doppelleben. Tagsüber ist er als Anwalt tätig, nachts tritt er als Transvestit in einem Kaschemmenviertel auf. Er träumt von einer freien Gesellschaft, in der auch Homosexuelle nicht mehr geächtet werden. Als er zusammen mit Freunden ein Attentat auf den Diktator Primo de Rivera versucht, wird er verhaftet und zum Tode verurteilt. Oleas Film, nach einem authentischen Vorfall nacherzählt, ist milieugetreu und stilsicher in suggestiver Bildsprache inszeniert und besticht durch Sacristans packende Darstellungskraft.

Dienstag, 26. Juni

22.05 Uhr, ZDF

Berlinger

Spielfilm von Bernhard Sinkel und Alf Brustellin (BRD 1975) mit Martin Benrath, Hannelore Elsner, Peter Ehrlich. – Der Film ist eine Auseinandersetzung zwischen dem in-

Le bonheur 84/165

Regie: Marcel L'Herbier; Buch: M. L'Herbier nach Henry Bernstein; Kamera: Henry Stradling; Darsteller: Gaby Morlay, Charles Boyer, Michel Simon, Jacques Catelain, Paulette Dubost; Produktion: Frankreich 1934, Pathé, 90 Min.; nicht im Verleih (Sendetermin: 2.7.84, ARD).
Die egozentrische Filmdiva, die knapp dem Attentat eines anarchistischen Künstlers entgangen ist, verscherzt die aufkeimende Liebe zwischen den beiden, als sie sich bereit erklärt, als Hauptdarstellerin in einem Film über den Mordversuch mitzuwirken. «Le bonheur», nach einem Theaterstück von Henry Bernstein entstanden, gehört zweifellos nicht zu den Meisterwerken des berühmten französischen Avantgardisten. Das Theater trägt einen bemerkenswerten Sieg über den Film davon. Allein grossartige schauspielerische Leistungen retten das Werk.

E★

Breakin' – The Movie (Breakdance – gesellschaftsfähig) 84/166

Regie: Joel Silberg; Buch: Charles Parker, Allen DeBevoise, Gerald Scaife; Kamera: Hanania Baer; Musik und Choreographie: Jaime Rogers (und diverse Interpreten); Darsteller: Lucinda Dickey, Adolpho Shabba Quinones, Michael Chambers, Phineas Newborn, Christopher McDonald u. a.; Produktion: USA/Israel 1984, Cannon (Golan/Globus), 90 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.
Von Underdogs zu Hollywoodstars: Diese Karriere ertanzen sich die Jazztänzerin Kelly und die beiden Strassentänzer Ozon und Turbo. Viele eindrückliche, teils ungestellte Breakdance-, Moonwalkin'-, Razzle-Dazzle- und Electric-Boogie-Darbietungen auf den Strassen von Venice in Kalifornien umrahmen dieses amerikanische Märchen vom unaufhaltsamen Aufstieg einer Subkultur in die salonfähige Glitzer- und Glamourwelt Hollywoods. Die platt abgefilmten Tanzszenen lassen Stimmung jedoch nie richtig aufkommen.

J

Demokrat Läppli (HD Läppli wird Zivilist) 84/167

Regie und Buch: Alfred Rasser; Kamera: Hans Schneeberger; Musik: W. Kruse; Darsteller: Alfred Rasser, Ruedi Walter, Margrit Rainer, Edi Koch, Inigo Gallo, H. M. Wettstein u. a.; Produktion: Schweiz 1961, Kägi-Film (Rümlang), 98 Min.; Verleih: Stamm Film, Zürich.
Ein Jahr nach dem grossen Erfolg von «HD-Soldat Läppli» (1960) entstanden, handelt dieser Film vom vergeblichen Bemühen des eidgenössischen Schwejks Theophil Läppli in unserem Lande die wahre Demokratie zu verwirklichen. Teils biederer Blödel-Schwank, teils bissige (Polit-)Satire mit durchaus noch aktuellen Allusionen kann «Demokrat Läppli» nicht zuletzt wegen seiner leicht abstrusen Handlung nirgends verleugnen, dass er auf dem gleichnamigen Cabaret-Stück basiert. Doch Rasser, wie immer als Läppli umwerfend komisch, rettet den Streifen einigermassen. → 12/84

J

Dögkeselyü (Der Aasgeier) 84/168

Regie: Ferenc András; Buch: F. András und Miklós Munkácsi, nach einem Roman von M. Munkácsi; Kamera: Elmér Ragályi; Musik: György Kovács; Darsteller: György Cserhalmi, Hédi Temessy, Zita Perczel, Mária Gladkowska u. a.; Produktion: Ungarn 1982, Mafilm, Dialog, 113 Min.; Verleih: Columbus Film, Zürich.
Der Budapester Ingenieur József Simon arbeitet in der ungarischen Metropole als Taxichauffeur, um aus einer finanziellen Zwangslage herauszukommen. Er wird jedoch von zwei professionellen Taschendiebinnen seiner ganzen Tageseinnahmen beraubt. Als er sieht, dass die polizeilichen Routineuntersuchungen nichts bringen, und dass die beiden Diebinnen durch ihr Handwerk im sozialistischen Ungarn reich geworden sind, beschliesst er, das Recht in seine eigenen Hände zu nehmen. András überrascht mit einem spannenden, ironischen und aufschlussreichen Thriller, der zeigt, dass auch im real existierenden Sozialismus Verbrechen nicht ausgestorben sind. – Ab etwa 14. → 12/84

J★★

dividuellen Anarchisten und Forschergeist Berlinger und dem gesellschaftlichen Anpasser und Mitläufer Roeder. Sinkel und Brustellin ziehen in einem sehr verschachtelten Geschehensablauf ausgezeichnet kinogerecht gestaltete Vergleiche zwischen der Nazi-Vergangenheit und der bourgeoisen Wohlstandsgegenwart der BRD, die aufhorchen lassen, aber nie in den Vordergrund treten. Im Zentrum steht die Freude des filmischen Gestaltens, des bildhaften Nachvollzugs. (Ausführliche Besprechung ZOOM 2/76)

Donnerstag, 28. Juni

20.00 Uhr, DRS 1

«z. B.»: Meine Eltern können nichts dafür

Statistiken verzeichnen eine stetige Zunahme von Kindersuiziden, abgesehen von der Dunkelziffer. Wo liegen die Gründe für diese verzweifelten Reaktionen? Gespräche mit betroffenen Angehörigen und Experten, die Ratschläge über Vorbeugungsmassnahmen geben können, versuchen die Beweggründe transparent zu machen, die junge Menschen veranlassen, sich das Leben zu nehmen.

20.00 Uhr, TV DRS

T H X 1138

Spielfilm von George Lucas (USA 1969) mit Robert Duvall, Donald Pleasence, Maggie McOmie. – Der eindringliche Thriller schildert die Zukunft in einem computerüberwachten totalitären Staat. Menschen werden zu Robotern, die Elektronik produziert ihre eigenen Geschöpfe, Hologramme in Menschengestalt. Lucas gedankenspielerischer Film, weitab von naiv phantasierenden Comics, zeichnet eine negative Utopie und knüpft an Orwells «1984» und Huxleys «Brave New World» an.

Sonntag, 1. Juli

13.15 Uhr, ARD

Deutscher Darstellerpreis 1984

Übertragung der Verleihung aus dem Münchner Künstlerhaus am Lenbachplatz. – Der Bundesverband der deutschen Fernseh- und Filmregisseure verleiht zum achten Mal den deutschen Darstellerpreis, ein vergoldeter Chaplin-Schuh, an Akteure die nach ihrer Meinung die beste darstellerische Leistung in Kino oder Fernsehen geboten haben.

15.00 Uhr, ARD

Letter From An Unknown Woman
(Brief einer Unbekannten)

Spielfilm von Max Ophüls (USA 1948) mit Luis Jourdan, Joan Fontaine, Mady Christians. – Ein leichtlebiger Konzertpianist erhält den Abschiedsbrief einer jungen Frau, die in einem Krankenhaus an Typhus gestorben ist. Damit erfährt er, wie sehr sie ihn geliebt hat, während er kaum Notiz von ihr nahm. Stefan Zweigs berühmte Novelle um diese leidvolle Liebe ist thematisch auf das Werk Max Ophüls (1902-1957) zugeschnitten, das die Unmöglichkeit, Liebe zu verwirklichen, beschrieb.

16.20 Uhr, TV DRS

Europa im 20. Jahrhundert (5)

Die fünfte Folge ist keine chronologische Übersicht über den Verlauf des Ersten Weltkriegs, sondern es werden die besonderen Strukturen herausgestellt, die den Krieg zur Katastrophe ohne geschichtliche Parallele für den Kontinent und die Menschheit machten: das technologische Niveau des Industriezeitalters ermöglichte schreckliche Waffen, Massenheere, das Proletariat des Krieges, Eintritt der USA in den Krieg (1917). Die Ergebnisse des Ersten Weltkriegs: Drei europäische Reiche wurden gestürzt, Russland, Preussen-Deutschland und Österreich-Ungarn, wo 600 Jahre Habsburger Herrschaft endeten, eine Wüste von Schlachtfeldern und unlösbare Probleme für eine künftige europäische Politik.

20.00 Uhr, DRS 1

Bericht aus einem indischen Dorf

In den letzten Jahren, von der Weltöffentlichkeit kaum beachtet, haben in Süd-Indien Dorfentwicklungsvereine zu arbeiten begonnen. Alphabetisierung, Handwerksproduktion, Marktförderung und Kreditkassen lassen ganze Regionen aufblühen auf den geistigen Hintergrund von Gandhi, Christus und Marx. Hans Ott («Brot für Brüder») berichtet von seinen Erfahrungen aus Dörfern mit Entwicklungsvereinen.

22.20 Uhr, ARD

Arme Welt – reiche Welt

Doppelreportage aus Genf und Ouagadougou von Jean-Philippe Rapp und Serge-Théophile Balima. – Ein ungewöhnliches Experiment: Ein Schweizer Fernsehteam aus

La femme de mon pote (Die Frau meines Freundes) 84/169

Regie: Bertrand Blier; Buch: B. Blier und Gérard Brach; Kamera: Jean Penzer; Schnitt: Claudine Merlin; Musik: J.-J. Cale; Darsteller: Coluche, Isabelle Huppert, Thierry Lhermitte u. a.; Produktion: Frankreich 1983, Sara-Films – Renn Productions, 100 Min.; Verleih: 20th Century Fox, Genf.
Ein blauäugiger Beau und ein untersetzter Dicker pflegen seit Jahren eine tiefe und ungetrübte Freundschaft, bis eines Tages ein Flittchen dem jüngeren Sportsmann den Kopf verdreht. Der Ältere, der väterliche, ja bereits besitzergreifende Gefühle für seinen Freund hegt, wird zuerst eifersüchtig, um sich dann schliesslich auch in das Weibchen mit den Spitzenhöschen zu verlieben. Nun folgt eine stereotype Situation nach der anderen in dieser spiessigen Komödie, die sich frecher gibt, als sie ist. Es darf verlegen gelacht werden, falls man sich so von sexueller Verklemmtheit befreien will.

E

Die Frau meines Freundes

From Hell to Texas/Man Hunt (Schiess zurück, Cowboy) 84/170

Regie: Henry Hathaway; Buch: Robert Buckner und Wendell Maynes, nach dem Roman «The Hell-Bent Kid» von Charles O'Locke; Kamera: Wilfried M. Cline; Musik: Daniele Amfitheatroff; Darsteller: Don Murray, R. G. Armstrong, Chill Wills, Diane Varsi, Dennis Hopper u. a.; Produktion: USA 1958, 20th Century Fox, 100 Min.; Verleih: offen.
Ein auf der Suche nach seinem Vater herumziehender junger Gelegenheitsarbeiter wird von einem reichen Rancher gejagt, der ihn irrtümlich für den Mörder seines Sohnes hält. Der fromme Bursche tötet widerwillig einen Verfolger nach dem andern, erhält überall Unterstützung und gewinnt die Liebe einer Frau. Inhaltlich eine beeindruckende Studie über die Mechanismen der Rache, ist dieser gut gespielte Cinemascope-Film trocken und dramaturgisch quasi gegen den Strich inszeniert. Er überrascht deshalb laufend, und seine Spannung ist nie oberflächlich. – Ab etwa 14 möglich.

J★

Schiess zurück, Cowboy

Un hombre llamado «Flor de otono» (Ein Mann namens Herbstblume) 84/171

Regie: Pedro Olea; Buch: P. Olea, Rafael Azcona; Kamera: Fernando Arribas; Musik: Carmelo Bernaola; Darsteller: José Sacristan, Paco Algora, Carmen Carbonell, Roberto Camardiel, Antonio Corencia u. a.; Produktion: Spanien 1977, José Frade, 98 Min.; nicht im Verleih (Sendetermin: 25. 6. 84, ARD).
Geschichte eines jungen Rechtsanwaltes, der seine Homosexualität verbergen muss, im Halbweltmilieu Barcelonas als Transvestit auftritt und schliesslich in einem verzweifelten Versuch durch ein Attentat auf den Diktator Primo de Rivera eine Veränderung der Verhältnisse zu erreichen versucht. In den Problemen der Hauptfigur spiegeln sich die Widersprüche der spanischen Gesellschaft unter den Bedingungen der Diktatur. Von modischen Transvestitenfilmen ist dieser diskussionswerte Film weit entfernt.

E★

Ein Mann namens Herbstblume

Io so che tu sai che io so 84/172

Regie: Alberto Sordi; Buch: Rodolfo Sonego, A. Sordi; Kamera: Sergio D'Offizi; Musik: Piero Piccioni; Darsteller: Alberto Sordi, Monica Vitti, Isabella De Bernardi, Salvatore Jacone, Giuseppe Mannajuolo, Micaela Pignatelli u. a.; Produktion: Italien 1982, Augusto Carminito für Scena, 110 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.
Alberto Sordi, einer der beliebtesten Volksschauspieler Italiens, versucht, die Klischees der gängigen italienischen Kino-Komödien zu unterlaufen, aber erliegt ihnen in der Rolle des Spiessers, dessen Tochter an der Nadel hängt und sich prostituiert, während die Gattin wegen eines Missverständnisses von einem Privatdetektiv beschattet wird und scheinbar fremd geht. Allzu viel ist in diesen optisch und szenisch wenig ergiebigen Film verpackt, so dass die anfängliche Satire aufs italienische Bürgertum zu einem zähflüssigen Melodram mit ein paar komödiantischen Intermezzi verkommt.

E

Genf hat in Ouagadougou das wichtigste Hospital von Obervolta besucht, umgekehrt war ein afrikanisches Team des Fernsehens von Obervolta im Kantonsspital von Genf. Die Schweizer stellten fest: zuwenig Verbandsstoffe, zuwenig Schmerzmittel, fehlende Apparate, kein Geld für ausreichende Verpflegung. Ärzte und Pfleger stehen im nahezu aussichtslosen Kampf gegen Tropenkrankheiten und Unfallverletzungen. Die Afrikaner stellten in Genf fest, wieviel allein für Sauberkeit und Hygiene ausgegeben wird. Sie filmten erstaunt den Überfluss und stellten unbequeme Fragen nach dem Sinn der europäischen Medizin und der Gesundheitsbesessenheit der Europäer.

Montag, 2. Juli

22.30 Uhr, TV DRS

«Es mues wiiters gah ...»

Jährlich sterben in der Schweiz etwa 50 Menschen durch Arbeitsunfälle im Umgang mit landwirtschaftlichen Maschinen. Das bedeutet für einen Kleinbetrieb, dass der Bauernfamilie der Ehepartner, der Vater, die Arbeitskraft und der Betriebsleiter fehlt. Ein Team der Reihe «Mitenand übers Land» war vorigen Sommer bei einer Bäuerin im Zürcher Weinland zu Gast, deren Mann mit dem Traktor verunglückte. Die Bäuerin hält Rückschau auf die vergangenen Jahre.

23.00 Uhr, ARD

Le bonheur (Das Glück)

Spielfilm von Marcel L'Herbier (Frankreich 1934) mit Charles Boyer, Gaby Morlay. – Ein anarchistischer junger Künstler will in Paris eine Filmdiva erschiessen, weil sie in seinen Augen von der Ausbeutung menschlicher Dummheit profitiert. Selbst ihrer Ausstrahlung verfallen, verfehlt er sie jedoch. Die sich während des Strafprozesses anbahnende Liebe endet abrupt, als er erfährt, dass der Star sich zu einem Film über das spektakuläre Attentat überreden liess. Der Altmeister der französischen Film-Avantgarde der «Impressionisten», Marcel L'Herbier, hat in seinem Melodram nicht nur das Filmgeschäft beleuchtet, sondern auch die Wirkung der Massenmedien thematisiert.

Dienstag, 3. Juli

16.10 Uhr, ARD

Braut Christi

Dorothea Klein, Gott und das Kloster, aus der Reihe «Wendepunkte». – Vor gut zwei Jahren entschloss sich die zweiundzwanzigjährige Dorothea Klein, Krankenpflegerin von Beruf, in das Kloster der Franziskanerinnen von Waldbreitbach (Westerwald) einzutreten. Der Dokumentarfilm von Dieter Bongartz und Wolfgang Seeger zeichnet ein privates Bild, bilanziert ihr neues Leben unter radikal veränderten Bedingungen und vermittelt einen Einblick in den Kloster-Alltag. Tabuzonen gab es weder im Klostergelände noch bei den Interviews.

22.05 Uhr, ZDF

Der starke Ferdinand

Spielfilm von Alexander Kluge (BRD 1975) mit Heinz Schubert, Verena Rudolph, Joachim Hackethal. – In Alexander Kluges Komödie spielt Heinz Schubert (bekannt geworden durch die deutsche Fernsehserie «Tetzlaff» das Ekel Alfred) den untersetzten, unselig phantasievollen und unerbittlich fleissigen Werkschutzchef Ferdinand Rieche. Dieser Profi der Sicherheit führt mit seiner generalstabsmässigen Organisation und seiner Pedanterie sich selbst ad absurdum und wird sein eigenes Opfer. Er endet dort, wo jedes übersteigerte Sicherheitsdenken hinführen muss: beim «Ernstfall», den er sich hier selbst inszeniert. (Ausführliche Besprechung: ZOOM 24/76)

Mittwoch, 4. Juli

16.10 Uhr, ARD

Die dritte Dimension

«Militarisierung des Weltraums», Dokumentation von Helmut Rywelski. – Hier werden weniger technische Einzelheiten ausgebreitet als vielmehr nach den politischen Beweggründen für das, was der militärisch-technische Komplex geplant hat. Ost und West erspähen mit Spionagesatelliten bereits gegenseitig die geheimsten Winkel. Präsident Reagan hat inzwischen grünes Licht gegeben für den forcierten Ausbau der Weltraumrüstung. Die amerikanische Weltraumfähre hat erfolgreich einen Nachrichtensatelliten an Bord geholt, um ihn zu reparieren. Dasselbe Verfahren könnte zur Zerstörung eines feindlichen Militärsatelliten verwendet werden. Die «Logik» des Wettrüstens hat den Weltraum längst eingeplant.

Kill Squad (Das Söldnerkommando) 84/173

Regie und Buch: Patrick G. Donahue: Kamera: Christopher W. Strattan; Darsteller: Jean Glaude, Jeff Risk, Bill Cambra, Cameron Mitchell u. a.; Produktion: USA 1982, Summa Vista, 84 Min.; Verleih: Domino Film, Wädenswil.
Um einen Überfall auf einen Jungunternehmer, bei dem dessen Frau vergewaltigt und getötet wurde, zu rächen, wird dessen ehemalige Gruppe aus dem Vietnam-Krieg neu formiert. Ein infam-sadistisches Gewalttätigkeitsspektakel, das aus mit zynischen Kommentaren begleiteten Prügeleien und Tötungen besteht. Der Mensch wird lediglich als potentielles Objekt von Aggressionen dargestellt nach dem Prinzip des homo homini lupus. Ein Machwerk, das zumindest nahe an den Tatbestand der Verherrlichung von Gewalt herankommt.

E

Das Söldnerkommando

Wanted: The Sundance Woman (Gesucht: Die Frau des Banditen S.) 84/174

Regie: Lee Philips; Buch: Richard Fielder; Kamera: Terry K. Meade; Musik: Fred Karlin; Darsteller: Katharine Ross, Steve Forrest, Stella Stevens, Michael Constantine, Hector Elizono u. a.; Produktion: USA 1976, 20th Century Fox, 90 Min.; nicht im Verleih (Sendetermin: 25. 6. 84, ZDF).
Der Film zeichnet den Weg der Lebensgefährtin von Sundance Kid nach ihrer gelungenen Flucht aus Bolivien nach. Zwar erreicht der Film nicht die künstlerische Qualität von «Butch Cassidy and the Sundance Kid», bietet aber durchaus spannende Unterhaltung und vermittelt doch einigen Hintergrund zu der um 1910 beginnenden nationalen Revolution in Mexiko, bei der die ehemaligen Banditen Pancho Villa und Zapata auf der Seite der ausgebeuteten indianischen Bevölkerung gegen den diktatorischen Präsidenten Diaz antraten.

E

Gesucht: Die Frau des Banditen S.

Wie hätten Sie's denn gern? 84/175

Regie: Rolf von Sydow; Buch: Manfred Purzer und R. von Sydow; Kamera: Ernst Wild; Schnitt: Hans Nikel; Musik: Klaus Doldinger; Darsteller: Jutta Speidel, Robert Atzorn, Horst Janson, Günther Maria Halmer, Michaela May, Viktoria Brams, Max Griesser u. a.; Produktion: BRD 1982, Roxy/Divina/MFG, 90 Min.; Verleih: Domino Film, Wädenswil.
Diese Komödie um einen Drehbuchautor, der im Alltag nicht zurechtkommt, weil er seine Phantasie als Stolperstein spazierenträgt, ist ein Versuch mit Fleiss und emsigem Bemühen unterhaltsam zu sein. Dank einer umständlichen Exposition kommt die Geschichte jedoch zu langsam in Fahrt, um mehr als ein Schmunzelstück zu werden. Einiger herausragender Leistungen des gut aufgelegten Schauspielerensembles wegen ist dieser Filmschmetterling zu ertragen.

E

Ziggy Stardust and the Spiders from Mars 84/176

Regie: Don Allen Pennebaker; Kameras: Jim Desmond, Mike Davis, Nick Doob, Randy Franken, D. A. Pennebaker; Schnitt: Lorry Whitehead; Musik: David Bowie; Darsteller: Mick Ronson, Trevor Bolder, Woody Woodmansey, Ken Fordham, Brian Wilshaw, John Hutchinson, Geoffrey MacCormack, Mike Garson; Produktion: Grossbritannien 1973, Thorn Emi, 89 Min.; Verleih: Monopol Films, Zürich.
Ein weiterer einfallsloser Konzertfilm im «Cinéma-direct»-Stil. Der Regisseur versteht weder die Musik David Bowies filmisch umzusetzen, noch ein stimmiges Bild der Konzertathmosphäre zu zeichnen. Aber auch David Bowie enttäuscht: Sein humorloser Auftritt wirkt gekünstelt und steif. Dazu wird die Absicht, sich zum Star aufzubauen zu offensichtlich. – Ab 12 Jahren möglich.

J

→ 12/84

20.15 Uhr, ARD

Der Greifer

Spielfilm von Eugen York (BRD 1957) mit Hans Albers, Hansjörg Felmy, Werner Peters. – Oberkommissar Dennert, eine Paraderolle des unvergessenen Volksschauspielers Hans Albers, wird von den Ganoven respektvoll «Der Greifer» genannt. Er wird pensioniert, als er gerade am grössten Fall seiner Laufbahn arbeitet. Um sich und seinem ehrgeizigen Nachfolger zu beweisen, dass er noch nicht zum alten Eisen gehört, ermittelt er mit seinen unorthodoxen Methoden auf eigene Faust weiter und stellt schliesslich einen gefährlichen Frauenmörder.

22.15 Uhr, TV DRS

Strumpet City – Stadt der Verlorenen (1)

Siebenteilige Fernsehserie von Hugh Leonard nach dem Roman von James Plunkett, irisch-deutsche Produktion. – Dublin war zwischen 1907 und 1913 von Aufständen um soziale Gerechtigkeit erschüttert, die Kindersterblichkeit lag höher als in Kalkutta. Die Serie schildert und verknüpft Einzelschicksale miteinander im Spannungsfeld sozialer Unruhen, Elend und Ausbeutung: Das privilegierte Ehepaar Bradshaw, Hausbesitzer, Pater O'Connor, ein junger Priester, der sich freiwillig der Arbeit in Elendsvierteln widmet und das junge Liebespaar Mary und Fritz, das um ihr Glück und bessere Lebensverhältnisse kämpft. (Nächste Folge: Mittwoch, 11. Juli)

Donnerstag, 5. Juli

20.00 Uhr, TV DRS

Farinet ou L'or dans la montagne
(Farinet oder Das falsche Geld)

Spielfilm von Max Haufler (Schweiz 1939) nach dem Roman von C. F. Ramuz, mit Jean-Louis Barrault, Suzy Prim, Alexandre Rignault. – «Es gibt zwei Freiheiten, die sanfte und die wilde. Ich habe die wilde gewählt, ich konnte nicht anders.» Das sagt Farinet, Held in Max Hauflers profiliertem ersten Spielfilm. Erzählt wird die Geschichte eines eigenwilligen Wallisers mit aufrührerischem Freiheitswillen, der in den Bergen Gold gefunden hat und daraus eigene Münzen prägte. Seinen ungebeugten Individualismus bezahlte der Bergler allerdings immer wieder mit Gefängnisstrafen und schliesslich mit dem Tode durch eine Polizeikugel. Er endet mit den Worten: «Es gibt kein Gefängnis für Farinet ... die Gefängnisse machen die Leute nicht besser.» Der Film mit der Musik von Arthur Honegger wird im Umfeld einer Dokumentation über den Schweizer Filmregisseur Max Haufler von Richard Dindo gezeigt.

20.18 Uhr, ARD

Auf der Suche nach der Welt von morgen

Vom Telefon zur Telekommunikation, der nächste Schritt in die Zukunft, Film von Rüdiger Proske. – Die Dokumentation behandelt die Folgen und die volkswirtschaftlichen Voraussetzungen der Telekommunikation in der BRD. Während Skeptiker fragen, ob alles Machbare gemacht werden muss, diskutieren Experten, ob zum Beispiel die Koaxialverkabelung nicht überflüssig ist, wenn es bereits Glasfaserkabel gibt. Weitere Fragen befassen sich mit den Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt und ihre Bedeutung für die Wettbewerbsfähigkeit in der Zukunft.

21.50 Uhr, TV DRS

Abseits der Front

Bericht über den Alltag in El Salvador von Ofra Bikel. – Wie leben die Menschen abseits der Fronten des Bürgerkriegs, was halten sie von ihrem neuen Präsidenten Napoleon Duarte, wie ist ihre Einstellung zur Demokratie? Wie ist der Alltag in einem Land, in dem, laut US-Präsident Reagan, die amerikanischen Sicherheitsinteressen auf dem Spiel stehen? Einfühlsam versucht die Autorin diese Fragen zu beantworten und stiess im bürgerkriegsgeschüttelten El Salvador auf viel Widersprüchliches.

23.00 Uhr, ARD

Männer

Fernsehfilm von Peter Stripp und Peter Beauvais. – Der Film berichtet von der Entstehung einer Wohngemeinschaft und dem Alltag der fünf Männer, die sie bildeten, wie sie miteinander umgehen, Konflikte austragen, wie die Gruppe auf Dominanzstrebungen der einzelnen Mitglieder reagiert. Trotz aller Schwierigkeiten des Zusammenlebens verbindet sie ein Zukunftstraum ihrer Lebensgestaltung. Aber private Bedürfnisse und Pläne gefährden die Gruppe und rücken sie weiter weg von ihren Zielen.

Tränen gerührt hat, das «Heimetli» und lässt an dessen Stelle ein Chalet bauen. Läppli, als guter Schweizer bis anhin völlig unpolitisch, weiss nicht, wen er in den Nationalrat wählen soll. Von systemkritischen Reden beeinflusst, spendet er 20000 Franken für den Aufbau einer neuen demokratischen Partei. Doch Mieslin brennt mit dem Geld nach Italien durch. Hunziker, ein von Boller wegen unternehmerfeindlicher Äusserungen entlassener Angestellter, steckt, auf Veranlassung von Bollers Frau, das neu erstellte Chalet in Brand und lenkt den Verdacht auf Läppli. Dieser wird beim Aufhängen von Plakaten für die neue Partei verhaftet und kommt nach einem grotesken Prozess ins Gefängnis. Wieder auf freiem Fuss, wird Läppli unter Vormundschaft gestellt und darf in Bollers Fabrik arbeiten. Doch nach seinem kläglich gescheiterten Versuch, zwei Schimpansen in den Arbeitsprozess am Fliessband einzugliedern, wird er entlassen. Er fährt nach Bern, um den Bundesrat persönlich zu sprechen, doch dieser hat Wichtigeres zu tun. Wiederum daheim bei seiner anhänglichen Schlummermutter, verwandeln sich die Säulen der hehren Akropolis in rauchende Fabrikschlote.

Das Ganze ist, wie man unschwer erkennen kann, ein wirklich nicht gerade stringenter und dazu noch etwas kolportagehafter Zusammenschnitt von einzelnen Cabaret-Nummern. Nicht ein konsequentes, kritisches Erzähl- und Montageprinzip, sondern einzig und allein die Allgegenwärtigkeit Läpplis geben dem Film einen Zusammenhang. Der Szenenaufbau, der gesamte Ablauf der Handlung ist praktisch ausnahmslos auf ihn, den liebenswert-skurrilen Superpatrioten ausgerichtet, der allerdings seine Mitspieler vornehmlich zu blossen Stichwortgebern für die von ihm selber bestrittenen Pointen degradiert.

Rasser, der in diesem Film auch noch für die Regie und das Drehbuch verantwortlich zeichnet, war eben ein Mann des Cabarets; der Film war für ihn offen-sichtlich die Fortsetzung der Bühne mit anderen Mitteln. «Demokrat Läppli» ist, wie schon die zeitgenössischen Rezensenten bemerkten, «verfilmtes Theater»; nicht mehr und nicht weniger als die weitgehend getreue, formal biedere Leinwandadaptation seiner erfolgreichen Cabaret-Nummern. Deshalb passiert auch das Wesentliche, d. h. das Witzige nicht auf der Ebene des Bildes, sondern auf derjenigen der Sprache. Reden und nochmals reden, das ist die einzige Strategie Läpplis. Wie Schwejk ist er immer redselig um «umwerfendes Einverständnis» mit seinem Gegenüber bemüht und erzählt dazu vielfach eine endlose Geschichte, die vom aktuellen Ablass ablenkt und einen verwirrten oder erzürnten Partner zurücklässt.

Von den damaligen Kritiken, die zum Teil wirklich vernichtend waren, scheint mir diejenige des «Bund» die treffendste. «Etwas, was man diesem Film nicht nachsagen kann, ist Stileinheit. Manchmal wähnt man, hier werde in politischer Satire, in ätzender Gesellschaftskritik gemacht. Handkehrum artet das Ganze in einen allerbiedersten helvetischen Schwank aus. Bisweilen vermeint man in Rassers Theophil Läppli einen Chaplin eidgenössischer Prägung zu erkennen (Anleihen bei «Modern Times» sind augenfällig), doch im gleichen Atemzug mimt er ganz einfach den Hanswurst. Diese Uneinheitlichkeit zieht sich durch das ganze Werk.»

Denunziert Rasser in «HD-Soldat Läppli» die Schweizer Armee in ihrem formalistischen Leerlauf und ihrer selbstherrlichen Hierarchie, so ist es in «Demokrat Läppli», wie der Titel schon sagt, unsere sakrosankte Demokratie, die er aufs Korn nimmt. Als naiver Polit-Don-Quijote muss Läppli erfahren, dass Demokratie in der Schweiz «auf der Fiktion eines göttlichen Naturrechts des Stärkeren über den Schwächeren beruht» (Max Schmid), dass auch hierzulande zwischen Politik und Wirtschaft eine fatale Interessensverfilzung besteht, heute übrigens mehr denn je.

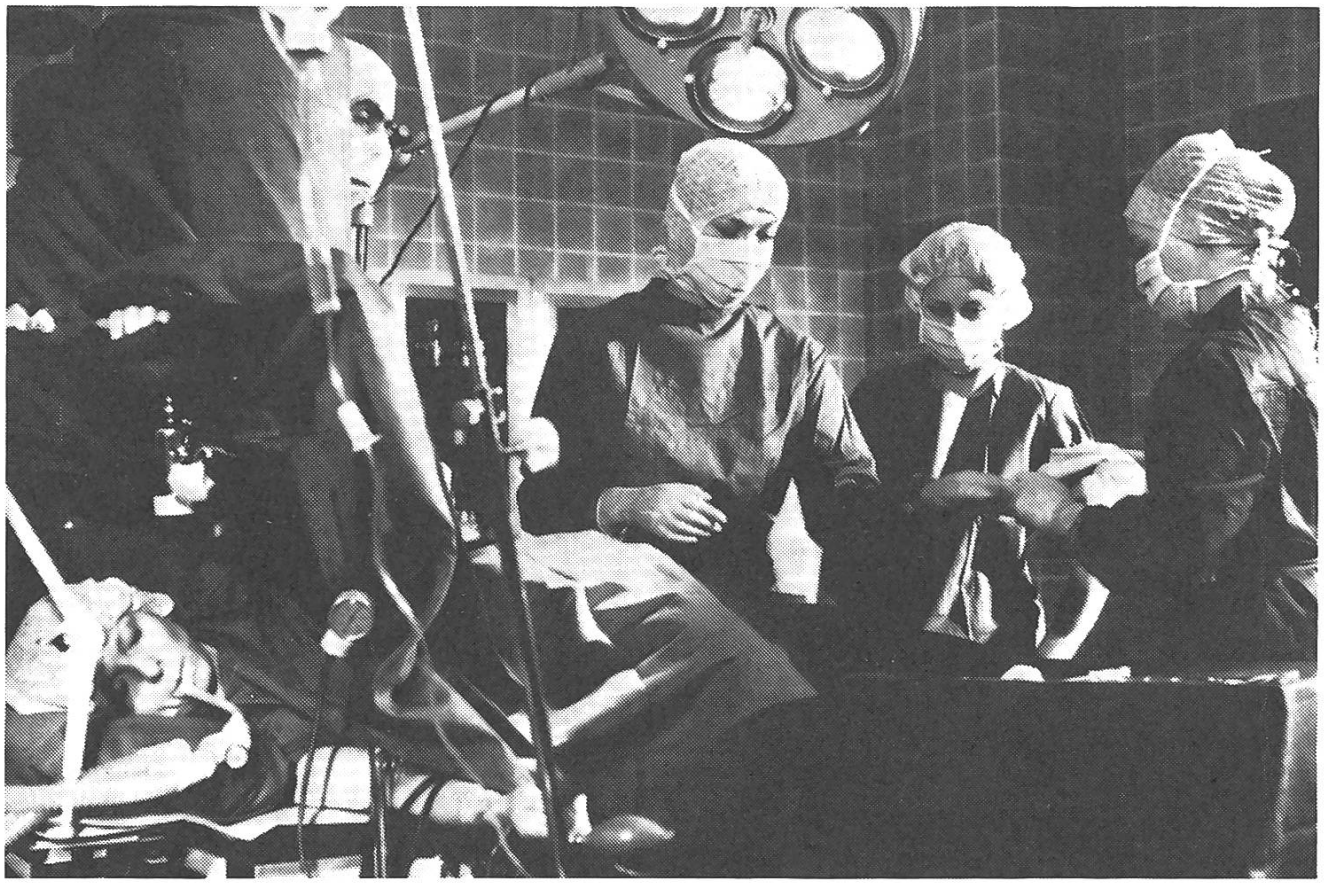
Nichts von ihrer Aktualität verloren hat auch die bekannte Szene, in der Läppli mit seinem Vormund vor der Fabrik auf einer Bank sitzt und über das Leben der hier Beschäftigten (ironisch?) philosophiert: «... Ich find's öbbis schön's, wenn alli an der glyche Arbet schaffe. Sie müen gar nüt meh dänke: Sie kömmen am achti und göhn am zwölfi und kömmen am zwei und

göhn am sächsi und göhn go z'Nacht ässe und müen nüt dänke und luege s'Färnseh und müen nüt dänke und göhn ins Bett und müen nüt dänke. – Nume träume tüen si villicht no. – Was träume sie ächscht? – Sie kömmen am achti und göhn am zwölfi und kömmen am zwei und göhn am sächsi ...» Am Schluss dieser zentralen Szene erzählt Läppli noch eine aktualisierte Version der Geschichte vom Turmbau zu Babel, in der deutlich wird, dass die Menschheit in ihrem besinnungslosen Fortschrittswahn ein böses Ende nehmen wird.
Zum Schauspielerischen ist zu sagen, dass Alfred Rasser, wie immer als Läppli, umwerfend komisch ist. Doch bisweilen tut er des Guten ein wenig zu viel, dann wird das Läpplische zum nur noch Läppischen. Die übrigen Akteure wirken neben ihm durchs Band weg reichlich chargenhaft. Franco Messerli

Ärztinnen

DDR 1983. Regie: Horst Seemann (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 84/162)

Rolf Hochhuth, der deutsche Dramatiker und Publizist mit Wohnsitz in Basel, allwo die weltweit tätigen schweizerischen Pharmazie-Konzerne angesiedelt sind, hat vor ein paar Jahren ein Theaterstück geschrieben, das sich mit gewissen verwerflichen Promotionspraktiken ebendieses Industriezweigs befasst. Konkret wirft Hochhuth – der gerne und lustvoll sogenannte heisse Eisen aufgreift – der Pharma-Industrie vor, wissentlich nichtsahnende Patienten zu fragwürdigen klinischen Tests zu missbrauchen. Da jedes Medikament, bevor es von den staatlichen Kontrollstellen zugelassen wird, umfangreichen und kostspieligen klinischen Überprüfungen unterzogen werden muss, sind – laut Hochhuth – die Konzerne daran interessiert, diesen zeit- und kapitalintensiven Prozess abzukürzen: indem leitende Ärzte renommierter Universitäts- oder Privatkliniken schamlos umworben oder gar skrupellos korrumpiert werden, pharmazeutische Produkte an ihrem «Patientengut» auszuprobieren, deren Wirkungen im Labor noch zuwenig abgeklärt worden sind. Auf eine Kurzformel gebracht, heisst dies: Die Pharma-Industrie benützt unwissende Menschen als Versuchskaninchen zwecks Profitmaximierung. Hand in Hand mit den Konzernen arbeiten gewisse Ärzte, die für materiellen und Prestigegewinn alles zu tun bereit sind.
Das sind massive Anschuldigungen, die dem Autor denn auch scharfe Proteste von seiten der betroffenen Industrie und Ärzteschaft eingetragen haben. Hochhuth hat sich jahrelang vergeblich bemüht, einen schweizerischen oder einen deutschen Produzenten für einen Film nach seinem Stück «Ärztinnen» zu gewinnen, weil das Thema offenbar allzu «heiss» war. Er ist nun in der DDR fündig geworden: Das DEFA-Studio für Spielfilme unter Mitwirkung der Westberliner Manfred Duniok Produktion für Film und Fernsehen sowie des Schwedischen Fernsehens SVT 2 Teatern und der schweizerischen Monopol-Films, Zürich (die den Film auch verleiht), hat einen 95minütigen Film hergestellt, der dem Vernehmen nach in der DDR sehr erfolgreich sein soll.
Regisseur Horst Seemann, der auch für das Drehbuch und für die Musik verantwortlich ist, hat aus dem brisanten Stoff ein Familiendrama geschustert, das in seiner Konstruiertheit nur von wenigen TV-Serien überboten werden dürfte: Grossmutter ist leitende Ärztin in der Forschungsabteilung eines bundesdeutschen Pharmazie-Konzerns und verliert ihre Stelle, weil sie sich weigert, die Mängel eines Firmenpräparates vertuschen zu helfen, das in Spanien zu Todesfällen geführt hat. Die geschiedene Tochter ist ebenfalls Ärztin (daher der Filmtitel) und arbeitet in einer Privatklinik, deren Chef ihr (der Tochter) Geliebter ist. Diese Tochter nun hat einen Sohn, der Mediziner werden will, und als der eines Tages eine gestürzte Reiterin aufliest und seinem Vater (der ist selbstverständlich auch Arzt!) in Obhut gibt, nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Die Reiterin landet in der Klinik der Mutter; die will sich wissenschaftlich profilieren und nimmt ei-



Unsäglich konstruierter Film mit «Dallas»-Effekt: «Ärztinnen» von Horst Seemann nach einem Stück von Rolf Hochhuth.

nen unnötigen chirurgischen Eingriff vor – Exitus. Der Sohn entdeckt die tote Reiterin ausgerechnet in jenem Sektionssaal der Pathologie, wo er als Hilfskraft arbeitet; er wird Zeuge, wie die Schuld seiner Mutter zuerst aufgedeckt und dann kaschiert wird. Ein Prozess findet nicht statt. In der Zwischenzeit ist Grossmutter reaktiviert worden: Sie arbeitet wieder für ihren ehemaligen Chef, der nämlich jene Firma, in der Grossmutter einen neuen Job fand, aufgekauft hat. Die ehemaligen Skrupel sind nun verflogen und Grossmutter ist wieder ganz gross im Geschäft: Sie besticht internationale Koryphäen. Ihr Enkelsohn nimmt auf Drängen seiner Mutter an einer organisierten Jugendreise teil, verunglückt mit dem Autocar und wird ins Spital eingeliefert, wo er im Beisein der versammelten Familie samt Freunden stirbt. Todesursache ist das künstliche Blut, das Grossmutter vorzeitig für klinische Tests freigegeben hat. Als ich Rolf Hochhuth nach der Filmpremiere in Basel auf diesen «Dallas»-Effekt hin ansprach, räumte er ein, dass der Film zuviele Zufälle aufweise, die so nicht im Stück vorkämen; aber man dürfe nicht vergessen, dass schon Aristoteles und auch Brecht darauf hingewiesen hätten, dass das Wichtige aufs Einfache und ins Private zu reduzieren sei, damit es auch verstanden werde. Anderseits könne er die ästhetische Formulierung des Films nicht voll akzeptieren: So seien die Städtepanoramen zwar mit der Reiselust des DDR-Regisseurs zu erklären, doch gingen sie auf Kosten des Inhalts; ferner sei fast jeder Satz umgeschrieben worden, vom Hochhuth-Dialog sei praktisch nichts übriggeblieben. Schade sei's auch um die Musik, er hätte sich eine richtige Filmmusik gewünscht. Hochhuth bestätigt aber doch: «Inhalt und Aussage des Films entsprechen meinen Intentionen, es wäre ungerecht, wenn ich das nicht sagte. Aber die Form entspricht eher einem DDR-Publikum.» Damit hat Hochhuth, der an sich von Film nichts verstehen will, «Ärztinnen» knapp, aber zutreffend rezensiert.

Denn dieser Film, da hilft kein beschönigendes Wort, ist schlicht unsäglich. Ausstattung, Kostüme, Requisiten und Hintergründe sind so ausgewählt, wie sich wahrscheinlich der kleine Moritz in der DDR das gehobene Milieu, in dem sich westliche Ärzte bewegen, vorstellt. In steifen Intérieurs bewegen sich ebenso steife Schauspieler, die in keinem Augenblick gelöst scheinen, sondern stets etwas darstellen müssen. Der traurige Mief eines spiessigen Kleinbürger-Mentalität durchweht den Film von A bis Z, so stark, dass die Aussage zu ersticken droht. Die einfallslose Kamera reproduziert inhaltsleere Bilder, die in einer teils holprigen, teils wirren Montage aneinandergehängt sind. Die Musik besteht aus einem aufdringlich anschwellenden Klavierklimpern, das immer dann unüberhörbar einsetzt, wenn der Regisseur glaubt dramatisch zu werden.
Angesichts dieses traurigen Sachverhalts ist es um so verwunderlicher, dass ein Vertreter der Ciba-Geigy sich genötigt sah, anlässlich der kurzen Begegnung zwischen Autor Hochhuth und Premierenpublikum in einem eloquenten Wortschwall vehement gegen die am Anfang dieser Filmbesprechung erwähnten Anschuldigungen vom Leder zu ziehen. Das Publikum war ratlos; denn was es auf der Leinwand gesehen hatte, deckte sich nicht oder nicht in dieser Form mit dem, was offenbar der Pharmazie-Vertreter entdeckt hatte. Hochhuth betonte denn auch, die Aufgabe des Films sei es, die Missstände eines Berufszweiges aufzudecken und nicht, einen Berufsstand zu diskriminieren. Viele praktische Ärzte klagten, dass mit ihnen «Blinde Kuh» gespielt werde, weil sie auf die Auskünfte der Pharmazie-Konzerne angewiesen seien. Aber trotz dieser versuchten Ehrenrettung gab's nicht viel zu beissen an diesen «Ärztinnen»: Sie sind und bleiben mager. Urs Mühlemann

---

Neuer Leiter der Wirtschaftsredaktion bei Radio DRS.

rpd. Nach dem Austritt von Wirtschaftsredaktor Dr. Dino Bornatico, der sich Anfang Mai einem neuen Arbeitsgebiet zuwandte, ist zu dessen Nachfolger *Roberto Binswanger* gewählt worden. Dr. iur. R. Binswanger, seit 1977 Redaktor des Ressorts Inland/Wirtschaft der Abteilung Information von Radio DRS, wurde gleichzeitig zum Leiter der Wirtschaftsredaktion ernannt. Diese wird in Zukunft direkt der Chefredaktion Information von Radio DRS unterstellt werden.

Ziggy Stardust and the Spiders from Mars

Grossbritannien 1973. Regie: Don Allen Pennebaker
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 84/176)

Über zehn Jahre ist es her, seit David Bowie mit der Figur des Ziggy Stardust endlich der lang ersehnte Durchbruch gelungen ist. Denn in der Blütezeit der Rockmusik erreichte er keine internationale Bedeutung. Sein Stern ging erst nach dem Zusammenbruch der Bewegung der sechziger Jahre auf. Die musikalische Entwicklung stagnierte damals, die führenden Persönlichkeiten der Szene waren den Drogen zum Opfer gefallen oder zumindest so ausgebrannt, dass sie kaum noch kreative Impulse zu geben vermochten. Nach der überschäumenden Lebensfreude und den ausschweifenden Utopien der Hippy-Zeit folgten die Ernüchterung und die grosse Leere. Diejenigen, welche die Träume der Blumenkinder nicht aufgeben mochten, zogen sich zurück, hörten Folkmusik und widmeten sich der Selbstverwirklichung. Die anderen betäubten sich mit agressiven Hard-Rock oder gaben sich der flüchtigen Unterhaltung und Entrückung des Glitter-und-Glamour-Rocks hin.
Nun war die Zeit reif für David Bowies alter ego Ziggy Stardust. Lange genug musste sich David Bowie mit mässigem Erfolg zufrieden geben. Mit der Figur des Superstars Ziggy Stardust baute er sich nun selber zum Superstar auf. Und das ist wohl das Phänomenale und Bezeichnende an seiner Karriere: Er hat seinen Ruhm umsichtig geplant und inszeniert.

Ziggy Stardust alias David Bowie wird für die grosse Show zurechtgemacht.

Sorgfältig und berechnend pflegte er das Image des zwitterhaften Wesens, bis ihn die Fans mit der Bühnenfigur Ziggy Stardust identifizierten. David Bowie machte sich selbst zum Kunstprodukt.
Die «Ziggy Stardust and the Spiders from Mars»-Tour wurde ein grosser Erfolg. Das Abschiedskonzert wurde von Don Allen Pennebaker gefilmt, leider ohne jegliches Engagement. Es enstand einer dieser phantasielosen und oberflächlichen Konzertfilme, wie sie zu Dutzenden produziert worden sind. Die Kamera wandert unruhig zwischen Bühne und Publikum hin und her, die Montage ist hektisch und ohne musikalisches Einfühlungsvermögen. Natürlich sind auch ein paar verwakkelte und nichtssagende Sequenzen hinter der Bühne gedreht worden. Über David Bowie erfährt man aber nichts, man sieht lediglich, wie er die exotischen Kostüme wechselt. Der Filmemacher vermag weder den künstlichen Mythos der Bühnenshow zu entlarven, noch deren damalige Faszination nachvollziehbar zu machen. Dass der Film zehn Jahre lang nicht aufgeführt wurde, hat vielleicht nicht zuletzt damit zu tun, dass er gründlich misslang. Heute erhofft man sich wohl mit dem werbewirksamen Namen Bowies doch noch Erfolg zu haben. Abgesehen von den formalen Schwächen dieses Films überzeugt auch David Bowies Auftritt nicht. Konnte er damals mit seinem Glitter-und-Glamour-Kult pubertierende Mädchen in Schrei- und Weinkrämpfe versetzen, wird er heute das an aufwendige Videoclips gewöhnte Publikum damit nicht mehr beeindrucken können. Seine Show wirkt zu einstudiert und gekünstelt, die Absicht ist zu offensichtlich. Das ausserirdische Wesen mit den messianischen Zügen hat nichts zu sa-

gen, ist blosser Selbstzweck, ein Vehikel für gefälligen Exhibitionismus und Starkult. Ziggy Stardust fehlt die lässige Eleganz und Selbstironie, wie sie heutige Interpreten banaler Popmusik oft zeigen, um der Selbstdarstellung die plumpe Aufdringlichkeit zu nehmen. Hinzu kommt die Tonqualität des Lifeauftritts, die den Charme seiner Musik, dieser gelungenen Umsetzung der Gefühlsleere und des Fatalismus der siebziger Jahre in weltfremde Klänge von frostiger Schönheit, nicht aufkommen lässt. Dem Bowie-Fan sei empfohlen sich an die Studioaufnahmen der Platten zu halten. Die unleugbaren schauspielerischen Fähigkeiten zeigt David Bowie in dem Nicholas-Roeg-Film «The Man Who Fell to Earth», in dem er übrigens auch einen ausserirdischen Supermenschen verkörpert.

Urs Schneider

FORUM

Das Tinten-Ich

Empfinden und Auswerten – Eine kleine Fallstudie

Die lange Besprechung Roger Grafs von *«L'allégement»* (ZOOM 4/84) scheint mir Anlass zu geben, Einwände von allgemeiner Bedeutung vorzubringen. Es handelt sich hier nicht darum, den Film als solchen zu verteidigen, sondern vielmehr hervorzuheben, inwiefern der beanstandete Text auf einem Vorgehen beruht, das nur dem Namen nach Kritik ist, und in seinem Status dadurch bestätigt wird, dass er in einer spezialisierten Zeitschrift erscheint – ein Umstand übrigens, der keine Ausnahme bildet.

Mit einer verdächtigen Heftigkeit und einer sonderbaren Naivität (Wundert der Autor sich nicht, dass andere seinen Zorn nicht teilen?) geben die ersten Zeilen bekannt, womit er den Film zu messen gedenkt. Es sind dies nämlich das Gefühl, die Aufregung des Autors, die als Kriterium der Bewertung dienen. Und weil seine Empörung so allumfassend ist, wird systematisch alles auf sie bezogen, seien es Elemente des Inhalts (unbestimmte Zeit und Örtlichkeit und insbesondere das eigentliche Thema, das er ebenso generell missbilligt wie er es bloss annähernd erfasst), seien es formale Elemente (verwirrende Erzählstruktur, literarische Geschichte und «papierene Phrasen», Wiederholung und Überdeutlichkeit, Symbole als Selbstzweck, fehlendes Rhythmusgefühl in der Montage und in den einzelnen Einstellungen, Hilflosigkeit der Schauspieler, Künstlichkeit...)

Dieser Katalog abschätziger Urteile dient einer Beweisführung, die dem ganzen Artikel zugrunde liegt: All diese Elemente sollen die grundsätzliche Unfähigkeit des Filmemachers enthüllen, Szenen zu drehen, die den Betrachter bewegen und ergreifen können. Diese Feststellung geht offenbar von der simplen Überlegung aus: «ICH war nicht gerührt, also vermag er keine Emotionen auszulösen.»

Hier hätte ein gewisser Grad methodologischen Bewusstseins erfordert, dass sich der Autor, als Zuschauer und Filmkritiker in einem, über die emotionellen und intellektuellen Gründe befragt, die ihn daran hinderten, die «richtigen» Gefühle zu empfinden. Vielleicht wäre er zur Schlussfolgerung gelangt, dass die Unvereinbarkeit zwischen ihm und dem Film so vollständig ist, dass sie ihm jede andere Äusserung untersagt, ausser die sehr relative Feststellung: «Ich verabscheue». Eine dramatische Feststellung für den Kritiker, der offensichtlich seine Meinung nicht mit dem gleichen Einsatz verteidigt, wie ein Filmliebhaber, der nach der Vorstellung mit seinen Freunden diskutiert.

Unter der ganzen Flut herabsetzender Bemerkungen, meist in normativer Form